

“ICH BIN SCHON IMMER SCHRIFTSTELLER GEWESEN”

Der belgische Schriftsteller Bart Moeyaert findet in seinen Büchern einen ganz eigenen Ton. Seine Texte sind ästhetisch anspruchsvoll und gehen unter die Haut. Kürzlich war er auf Lesereise durch Schweizer Schulen. CHRISTINE TRESCH UND CHRISTINE LÖTSCHER trafen Bart Moeyaert in Zürich zu einem Gespräch.

Buch&Maus: Sie sind einer jener Autoren, die sehr jung zu schreiben begonnen haben; Ihr erstes Buch haben Sie mit 19 Jahren publiziert. “Leander, Liselot und die Liebe” wurde gleich ein grosser Erfolg. Wie sind Sie zum Schriftsteller geworden?

Moeyaert: Als Kind wusste ich gar nicht, dass Schriftsteller ein Beruf ist. Ich wollte Förster werden oder Tierarzt. Als ich erfuhr, dass es den Beruf des Schriftstellers gibt, war es bereits zu spät, weil mein erstes Buch schon erschienen war; man bezeichnete mich als Schriftsteller, also war ich auch einer.

Wie muss man sich das vorstellen?

Ich war naiv – nein, nicht naiv, aber verträumt. Es gab für mich zwei Welten: die Welt, in der ich lebte und zur Schule ging, aber die war immer von einem Nebel umgeben – ich bin da, aber ich bin nicht wirklich da. Oft spielte ich, dass ich lebte. Ich ging in die Klasse hinein, und als die Tür hinter mir ins Schloss fiel, erschien das Wort “Ende” – der Film war vorbei, und ein anderer konnte beginnen. Ich war immer damit beschäftigt, mich selbst und die anderen zu beobachten.

Wie ist es zum ersten Buch gekommen?

Ich schrieb ein Tagebuch, in dem ich mir eine Freundin erfand. Das ging so lange gut, bis einer meiner sechs älteren Brüder das Tagebuch fand und beim Mittagessen meine Geheimnisse ausplauderte. Danach habe ich das Tagebuch zur Seite gelegt, aber aus der Fantasiefreundin ist Judith entstanden, die Hauptfigur meiner ersten Geschichte.

Hat Sie jemand unterstützt, zum Schreiben ermuntert?

So richtig unterstützt nicht. Ein Lehrer, dem ich einmal erzählt habe, dass ich ein Buch schreibe, hat genau das Richtige gesagt: Sehr gut, mach weiter! Das hat mich ermutigt. Zu Hause habe ich aber erst am Ende verkündet: Mein Buch ist fertig, 142 Seiten! Mein Vater war ursprünglich Lehrer und hat

Schulbücher geschrieben. Durch ihn habe ich immer gewusst, dass es Verlage gibt, deshalb war es für mich klar, dass man ein Buch an einen Verlag schickt. Das habe ich getan und beim zweiten Versuch hat es auch geklappt.

War das eine Art zweite Menschwerdung, plötzlich ein richtiger Schriftsteller zu sein?

Nein, ich habe ganz normal weitergelebt. Bei der Arbeit mit dem Lektor habe ich sehr viel gelernt; ich habe erst richtig begriffen, was Sprache alles kann. Es hat sehr lange gedauert, sicher zehn Jahre, bevor ich auch als Mensch begriffen habe, wie Kommunikation funktioniert, dass wir oft Dinge sagen, die nicht genau stimmen, die man aber aus der Situation heraus sagen muss: “Wie geht es” – “Gut”, zum Beispiel. Als ich verstanden habe, dass es diese Spielregeln braucht, hatte das auch Folgen für meine Arbeit.

Meinen Sie die sprachliche Verdichtung?

Ja, und das hat mit verschiedenen Dingen zu tun. Ich studierte damals in Brüssel, das erste Buch war bereits erschienen, es gab eine zweite Auflage, einen Preis, und man behandelte mich plötzlich als Schriftsteller. Während meiner Studienzeit in Brüssel habe ich mich selbst kennengelernt. Ich bin in Brügge aufgewachsen, einer kleinen Touristenstadt, und so erschien mir Brüssel, die lebendige, mehrsprachige Grossstadt, als das New York von Belgien. Das war für mich eine grossartige Entdeckung: in was für einer tollen Welt lebe ich! Die Entdeckung, dass ich Männer liebe, hat ebenfalls viel verändert für mich. Das Wichtigste in diesem Zusammenhang war, dass wir in der Schule eine Arbeit über ein Thema machen mussten, das mit Jugendlichen zu tun hat. Ich wählte das Buch “Dance on My Grave” von Aidan Chambers, doch weil es darin um Homosexualität geht, war der Lehrer skeptisch. Ich sollte über die anderen Bücher von Chambers arbeiten, nicht nur über “Dance on My Grave”, das sei thematisch zu eng. Ich denke aber, dass es vor allem zu “gefährlich” war. Ich habe dann alle Bücher von Chambers verglichen und ihn auch

kennengelernt. Dass ich diesem Mann begegnet bin, hat viel bewirkt. Durch ihn habe ich gelernt, dass man Geschichten auch ganz anders erzählen kann, wie ein Kaleidoskop zum Beispiel.

War es klar für Sie, dass Sie weiterhin, auch als Erwachsener, für Jugendliche schreiben würden?

Meine Figuren sind immer Kinder oder Jugendliche, doch die habe ich nicht gewählt, sie waren einfach da. Eigentlich habe ich nie Jugendbücher geschrieben, sondern einfach Bücher – beim ersten Roman war ich sechzehn Jahre alt, ich war ein Jugendlicher. Es gibt sehr viele Bücher, die sich gleichzeitig an Erwachsene und an Jugendliche richten. Es ist eine Art Hobby von mir geworden, Bücher zu suchen, in denen es um Jugendliche geht, die aber als Erwachsenenbücher erschienen sind. Ich will kein Image aufgedrückt bekommen, ich will einfach schreiben, was ich im Kopf habe – und dort sind nun mal Kinder und Jugendliche.

Können Sie erklären, warum?

Meine Kindheit war glücklich, voller Kreativität und Spiel, die Welt war offen, und alles, was ich im Kopf hatte, war erlaubt. Als ich mit zwölf aufs Gymnasium kam, ging es plötzlich nur noch um Noten. In dieser Schule ging es mir nicht gut, und ich war ohnehin einsam – meine Eltern waren schon älter, meine Brüder ziemlich weit weg. Ich glaube, dass ich mich gerne an meine Kindheit erinnere, weil sie sehr gut war, und dass ich die Pubertät interessant finde, weil Jugendliche suchen, Fehler machen dürfen und weil ihnen noch alle Möglichkeiten offen stehen. Das sind interessante Eigenschaften für Figuren, über die man eine Geschichte schreiben will.

War das auch der Grund, dass Sie "Brüder" geschrieben haben? Und dass es das harmonischste unter Ihren Büchern ist?

Ich hatte schon immer den Plan, einen Roman über eine grosse Familie zu schreiben, über meine Familie. Als ich von einer Literaturzeitschrift für Erwachsene gebeten wurde, eine monatliche Kolumne über ein aktuelles Thema zu schreiben, lehnte ich ab und sagte, nur so am Telefon, das Einzige, was



FOTO: ZVG

“Ich will einfach schreiben, was ich im Kopf habe.”
Der belgische Schriftsteller Bart Moeyaert.

ich anbieten könne, seien Geschichten aus meiner Kindheit. Ich habe nicht darüber nachgedacht, es kam einfach so aus mir heraus. Zwei Jahre lang schrieb ich also Geschichten und dachte: Eine Literaturzeitschrift für Erwachsene, wer liest die schon? Zwei Menschen und ein Pferd... Doch die Reaktionen waren so positiv, dass daraus ein Buch wurde. Ich bin froh, dass Sie das Buch für harmonisch halten, aber ich weiss, dass es LeserInnen gibt, die anders empfinden. Und zwar deshalb, weil der Ich-Erzähler der Gruppe von Brüdern allein gegenübersteht und häufig ausgeschlossen ist von ihren Spielen. Daher kommt die Melancholie, die über den Geschichten liegt.

Wie war das in Ihrer Wahrnehmung?

Das Familienleben als jüngster von sieben Söhnen hatte zwei Seiten. Doch eigentlich gefällt es mir, dass das Glück auch eine melancholische Seite hat und das Unglück eine positive Kehrseite – das entspricht einer Haltung, wie sie im osteuropäischen Märchen stark zum Ausdruck kommt. Es ist wie immer beim Schreiben: Man denkt sich die Geschichten aus, formuliert sie – doch erst, wenn das Buch vorliegt, beginnt man darüber nachzudenken.

Wie reagieren die SchülerInnen, wenn Sie in den Schulklassen aus "Brüder" vorlesen? Sind das Geschichten aus einer anderen Zeit?

Ich wundere mich noch immer darüber, dass sich alle Altersgruppen von diesem Buch angesprochen fühlen. Jeder Mensch liest seine eigene Jugend ins Buch hinein – deshalb kann es je nachdem gemütlich oder unheimlich sein. Es gibt nur einen Unterschied zur Lebenswirklichkeit der heutigen Kinder: Im Buch kommen weder Fernsehen und Radio noch Computerspiele vor.



Gott kann fast alles, wenn er es versucht. Der Illustrator Wolf Erlbruch inszeniert Bart Moeyaerts Vision des absoluten Anfangs.

Ein Unterschied ist wohl auch die liebevolle Umgebung, in der die sieben Brüder aufwachsen; viele Kinder erleben heute wahrscheinlich eine viel lieblosere Realität. Ist das nicht der wichtigere Unterschied?

Ja, das kann sein. Ich denke dabei an Astrid Lindgren und ihre Bullerbü-Bücher, die ich als Kind sehr geliebt habe. Das war für mich als Kind eine andere Welt – ein ganzes Dorf, das zusammenhält – und doch eine vertraute Welt. Auf diese Art können Bücher auch Trost spenden und Geborgenheit.

Es gibt ja das berühmte Zitat von Ihnen, dass Sie das Astrid-Lindgren-Gen in sich tragen?

Astrid Lindgren ist eine wichtige Figur für mich, doch was mich auch sehr interessiert, sind psychologische Fragestellungen. Warum bin ich so geworden, wie ich bin? Wie wirkt sich die Familienkonstellation auf einen Menschen aus? Was mich fasziniert, ist ein Gedankenspiel, wie ich es im Bilderbuch "Am Anfang" gemacht habe: Wenn man sich einmal fragt, was man sich alles wegdenken kann, dann kommt man zum Schluss, dass man sich die Welt ohne Fernsehen vorstellen kann, ohne Radio – aber nicht ohne Familie und nicht ohne Religion, eine Art Religion zumindest.

Ihre Texte sind voller Leerstellen, sie lassen unterschiedliche Lesarten zu. Ist Ihnen das beim Schreiben bewusst?

Nein, bewusst ist es mir nicht, und doch steckt harte Arbeit dahinter. Mich interessiert, wie die Menschen reden, was sie sagen, mit Worten und mit Körpersprache. Was mich immer erstaunt, ist, wie die Figuren in all den dicken Romanen reagieren: Wenn sie einen Raum betreten, wird alles genau beschrieben, und erst dann setzen sie sich hin und bestellen etwas. Aber so ist es doch gar nicht. Wenn ich einen Raum betrete, sehe ich nicht einmal die Hälfte von dem, was es zu beschreiben gäbe, weil ich beschäftigt bin – mit einem Gespräch oder mit meinen Gedanken. Ich stelle nur fest, dass alles funktioniert, dass es Licht gibt zum Beispiel; diese Dinge schreibe ich auf. So entsteht eine Geschichte: Da ist eine Figur und da

ist ihre Wahrnehmung der Welt. Erst allmählich entsteht die Atmosphäre. Was ich grossartig, aber auch schwierig finde beim Schreiben, ist, dass man emotional so beteiligt ist an einer Geschichte. Als ich "Blosse Hände" schrieb, zappelte ich auf meinem Stuhl und weinte zum Teil sogar. Ich konnte mich der Einsamkeit der beiden Kinder in der Geschichte nicht entziehen. So geht es mir immer, weil Schreiben ein äusserst sinnlicher Prozess ist. Man erfindet niemals eine Figur, denn in jeder Figur steckt ein anderer Teil des Autor-Ichs.

KEIN WORT ZU VIEL

Bart Moeyaert, 1964 in Brügge geboren, lebt heute in Antwerpen. 1983 erschien sein erster Roman im niederländischen Original, 1998 in deutscher Übersetzung (alle Bücher wurden von Mirjam Pressler übersetzt) unter dem Titel "Leander, Liselot und die Liebe" im Peter Hammer-Verlag. Es folgten unter anderen "Küss mich" (Ravensburger 1993), "Im Wespennest" (2000) und "Es ist die Liebe, die wir nicht begreifen" (Beltz & Gelberg). Für sein Jugendbuch "Blosse Hände" (Carlsen 1997) wurde Moeyaert mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet. Im vergangenen Jahr sind gleich zwei neue Bücher auf Deutsch erschienen: Unter dem Titel "Brüder" (Hanser 2006) erzählt er 42 Geschichten aus seiner Kindheit als jüngster von sieben Brüdern (siehe Buch&Maus 3/06, www.sikjm.ch); das zweite ist das Bilderbuch "Olek schoss einen Bären" (Peter Hammer 2006), illustriert von Wolf Erlbruch, in dem Moeyaert eine eigenwillige Version des russischen Märchens vom Feuervogel erzählt. Eines der schönsten Bücher aus Moeyaerts Feder ist ebenfalls in Zusammenarbeit mit Wolf Erlbruch entstanden und 2003 unter dem Titel "Am Anfang" bei Peter Hammer erschienen – eine Neuinterpretation der Schöpfungsgeschichte, bei der es zuerst einmal um die paradoxe Aufgabe geht, sich vorzustellen, dass Nichts ist. Bart Moeyaerts Texte zeichnen sich durch sprachliche Dichte und Genauigkeit aus – deshalb geistert die Formulierung "kein Wort zu viel" durch alle Kritiken zu Moeyaerts Büchern. Jedes Wort wird so gesetzt, dass die versteckten, die verschwiegenen Geschichten in den Zwischenräumen beim Lesen lebendig werden. (loe)